



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Necker, Moritz: Hochlandsgeschichten.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Mißerfolg der Zivilprozeßordnung kann es noch zur Entschuldigung dienen, daß sie zur Zeit ihrer Einführung fast allgemein für ein Mustergesetz gehalten wurde. Für das Zivilgesetzbuch würde diese Entschuldigung nicht zutreffen. Denn unsre juristisch gebildeten Staatsmänner können schon jetzt nicht darüber zweifeln, daß dasselbe für die Rechtsprechung keine wünschenswerte Errungenschaft sein wird. Sonderbar! Während auf allen andern Gebieten des öffentlichen Lebens das Reich unserm Volke Gutes, ja zum Teil Vortreffliches gebracht hat, scheinen ihm auf dem Gebiete der Privatrechtspflege, die man in frühern Zeiten als die erste Aufgabe des Staates betrachtete, nur Fehlgriffe beschieden zu sein!*)



Hochlandsgeschichten.



uf dem engen und zusehends sich verengernden Boden der Dorfgeschichte, insbesondere der bairischen „Hochlandsgeschichte,“ wie sie eigens benannt wurde, bieten Ludwig Ganghofer und Maximilian Schmidt, derzeit die einzigen Pfleger dieser Gattung von Erzählungen, deutlich erkennbare Gegensätze. Der ältere, Schmidt, zugleich der gelehrtere und der, der ständig in Baiern lebt, hat seine Stellung zum Hochlande Bayerns als Patriot, als Kulturhistoriker, als Ethnograph gewonnen; der jüngere, der seit bald zehn Jahren nur zeitweilig, zur sommerlichen Ferienzeit oder bei einer verheißungsvollen Jagd, seine bairische Heimat besucht, im übrigen aber sich vielfach an Wien gebunden hat, ist unmittelbarer, unbefangener, frischer, frei von jenen an sich löblichen Tendenzen, er schildert das Hochgebirgsvolk und das Bauerntum, weil es sein Naturell man möchte sagen wahlverwandt anspricht und seiner dichterischen Gestaltungskraft sich am bequemsten anpaßt. Maximilian Schmidt will als Lokalpatriot bei der Unterhaltung auch die Kenntnis seines Gebirgswinkels in jeder Beziehung verbreiten: er slicht historische Mitteilungen, Kostümstudien, wirtschaftliche Bemerkungen, philologische Glossen in seine Erzählungen ein; Ganghofer will nur unterhalten. Jedenfalls gewinnt dieser durch sein frisches Zugreifen die Leser mehr, als jener durch seine wohlmeinende Gelehrsamkeit. Ganghofer hat aber noch mehr voraus: weil er dichterisch ursprünglicher und stärker ist, setzt er sein ganzes Können an die Ausbildung der Charaktere, auf die Erfindung drastischer Szenen, und er ist in dieser Richtung glücklich genug. Schmidt ist mehr sentimental, seine Menschen haben etwas Molluskenhaftes, seine Erfindungen sind ohne rechten Reiz, selten ist er

*) Der Verleger der Grenzboten wird von diesem Aufsätze einen besondern Abdruck herstellen, der im Buchhandel zu beziehen ist.

ſpannend, zuweilen hat man Mühe, ihm aufmerkſam zu folgen. Am bezeichnendſten drückt ſich dieſer Gegenſatz zwiſchen den zwei Erzählern in ihrer ſehr verſchiednen Behandlung des Dialekts aus, der für dieſe Gattung von Erzählungen doch ſehr wichtig iſt. Schmidt beſtrebt ſich, ihn mit peinlichſter Treue zu ſchreiben; Ganghofer hat ſich eine Art von ſüddeutſchem Meſſingſch zurechtgelegt. Durch dieſe Vermittlung zwiſchen Dialekt und Schriftſprache kommt er einem größern Leſerkreiſe entgegen. Die Färbung des Hochdeutſch genügt gerade, um bäuriſch derbe Art und Urwüchſigkeit zu charakteriſiren; die pedantiſche Treue Schmidts wird nur von dem engern Kreiſe der Landleute dankbar gewürdigt werden. Auch im Humor iſt Ganghofer dem ältern Erzähler zweifellos überlegen; die „Fuhrmännin“ wird ihm Schmidt nicht nachſchreiben. Der Dramatiker in Ganghofer kommt ſeinen Erzählungen jedenfalls zu Gute. Freilich hütet er ſich nicht vor Übertreibung: er opfert dem überraschenden Effekt, der Verblüffung, der atemloſen Spannung in der Handlung leicht die Wahrſcheinlichkeit derſelben, und weit mehr ein Naturell, ein Phantaſiemensch als ein tiefer Denker, gerät er wohl auch in Verlegenheit, die heraufbeſchworenen Schickſale und Verwicklungen in ebenſo großem ſittlichen Geiſte befriedigend zu ordnen und zu löſen, als ſeine Phantaſie ſie farbenprächtig darzuſtellen vermocht hat. Bei Schmidt gewinnt man das Gefühl, daß er ſich in der Dorfgeschichte ſelbſtgenügsam wohl fühle, ohne das Bedürfnis, den Kreis ſeiner epischen Kunſt auf eine größere Welt zu erweitern; kaum ragen Motive aus dem Verkehr zwiſchen Dorf und Stadt in ſeine Erzählungen hinein. Ganghofer rüttelt an den Stangen ſeines Käfigs. Er hat ſich ſchon einmal an einem ſozialen Romane verſucht, freilich mit ſehr geringem Erfolge, er iſt geſchwind wieder zu ſeiner erprobten Dorfgeschichtſchreibung zurückgekehrt. Aber man wandelt nicht ungeſtraft unter den Arkaden der Wiener Kaffeehäuſer und nimmt ſelbſt als Hochländer von der bewegtern Großſtadtluft etwas an. Er wird doch nach und nach die Lodenjoppe mit dem Salonrock vertauſchen.

Anlaß zu dieſen allgemeinen Betrachtungen gab uns die Lektüre der neuſten Bücher der zwei genannten Erzähler.*)

„Der Muſikant von Tegernſee“ hat eigentlich einen humoristiſchen Kern, allein die vielen häßlichen Szenen, Handlungen und Charaktere, die Schmidt um dieſe gruppiert hat, laſſen den Humor nicht recht aufkommen, und der Held ſelbſt, der Muſikant, iſt zu brav, zu nüchtern, um äſthetiſch zu fesseln. Er ſteht im Mittelpunkt mit der Almerin Cilli; ſein Porträt hat Mathias Schmidt vor dem Buche als Titelbild gezeichnet: ein hübscher Burſch, der aber die Augen ſo weinerlich verdreht, daß er ganz andre Vorſtellungen erweckt, als ſie die Erzählung fordert. Cilli iſt aus wohlhabendem Bauernhauſe; nur die ſchlechte

*) Der Muſikant von Tegernſee. Hochlandsgeſchichte von Maximilian Schmidt. Leipzig, A. G. Liebeskind, 1888. — 's Biſerl. Erzählung vom Ammerſee von Maximilian Schmidt. Ebenda. (Geſammelte Werke VI. VII.) — Der Unfried. Ein Dorfroman von Ludwig Ganghofer. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp., 1888.

Behandlung, die sie durch ihre Stiefmutter erlitt, zwang sie, in fremde Dienste zu treten. Auf der Alm lernt sie der Jäger Franz kennen und verliebt sich in sie. Er ist aber eine Art von Dorfstreber, möchte bald Förster werden und bedarf also einer bessern Frau, einer „gebildeten.“ Darum bemüht er sich, die schöne, aber sonst ganz urwüchsige Dirne zu erziehen. Um sie im Zitherspielen auszubilden, bestellt er seinen Freund Baptist, den Musikanten von Tegernsee, ein musikalisches Dorfgenie, das alle Instrumente zu spielen versteht, wegen seiner harmlosen Gutmütigkeit auch überall beliebt ist. Nun verliebt sich aber Cilli in den Musiklehrer (wie jeder städtische Backfisch); den Franz hat sie eigentlich nur als guten Freund um sich gelitten. Baptist geht seitdem kopfhängerisch umher; seiner guten Seele widerstrebt der Verrat am Freunde. Allein die Liebe ist doch stärker, und Cilli giebt ihm klare Zeichen ihrer Neigung. In dieser Not findet Baptists Mutter ein Auskunftsmittel. Dem Streber Franz will sie weißmachen, daß die alte närrische Jungfer Urtschi, die mit ihrer im Dienste der hohen Herrschaften in München erworbenen Bildung auf dem Lande großthat, eigentlich besser zu ihm passe, als die Magd Cilli. Und wirklich, Franz geht auf den Leim, läßt sich von der Jungfer herumkriegen, sagt der Cilli ab und tritt sie förmlich dem Freunde Musikus ab. Damit hätte die Geschichte ein Ende, ein allzu frühes freilich für einen starken Band, der geschrieben werden muß; sie hätte gerade nur für eine heitere Blüette hingereicht. Da setzt aber Schmidt mit einer andern Wilddieb- und sonstigen Kriminalgeschichte ein, die im Grunde nichts mit dem gegebenen Hauptmotiv zu thun hat und auch den Musikanten in den Hintergrund drängt. Diese Geschichte wiederzugeben, können wir füglich unterlassen, sie ist recht unerquicklich. Genug, daß sie nicht dazu dient, den Charakter Baptists weiter zu entwickeln, vielmehr wird Franz ihr wankelmütiger Held; er hat schnell bereut, sich von Cilli losgesagt zu haben, besteht auf seine vermeintlichen Liebhaberrechte, und die andern Beteiligten sind merkwürdigerweise zu schwach und zu feig, sich seiner zu erwehren.

Auch in der sentimentalen, an Handlung weit ärmern „Erzählung vom Ammersee“ spukt das Kriminal überall herum. Wie in der erstern die Geschichte Tegernsees ausführlich von den alten Zeiten her berichtet wird, so müssen im „Eiserl“ die Legende der heiligen Elisabeth, die Geschichte des Klosters Andechs, der Wartburgkrieg, der Sängerstreit mit Klingschor und ausführliche Mittheilungen über die „Devotions“, Stroh- und Holzindustrie der Gegend die Lücken der Handlung füllen, was weder geschmackvoll noch besonders kurzweilig ist. Auch hier stehen ideale Seelenreinheit und realistische Bauernrohheit unvermittelt nebeneinander; auch hier ist das Mädchen eine große Schönheit, fabelhaft treu und ebenso dumm. Auch hier werden uns Wandlungen von Charakteren als glaubhaft zugemutet, die wir höchst unwahrscheinlich finden; und natürlich finden sich auch hier die Liebenden, nachdem sie sich gegenseitig alle möglichen Opfer gebracht haben, und nachdem der ungeliebte, aber zudring-

liche Freier abgefertigt worden ist. Der Held ist hier auch ein Kunstgenie. Hans hat in seiner Jugend nicht gut gethan; er wurde sogar in die Zwangsarbeitsanstalt zu Andechs gesteckt, um nicht ganz verwahrlost zu werden. Das Eiferl aber weiß dem Buben Dank, weil er ihr einmal, als sie im Kindesalter am See waren und sie ins Wasser fiel, das Leben gerettet hat. In Wahrheit pflegen Kinder für dergleichen Erlebnisse kein Gedächtnis zu haben. Das Eiferl hat nun seinerseits einmal Gelegenheit, den Hans vor Verbrechen und Zuchthaus zu bewahren, und damit wären sie nun quitt, wenn sie nicht, so jung sie auch sind, in einander „für Leben und Ewigkeit“ verliebt wären. Hans bessert sich in der That in der Zwangsarbeitschule; König Ludwig I. muß kommen, sein Talent für bildende Kunst zu entdecken und ihm aus seiner höchstheiligen Privatschatulle die Mittel zur vollen Ausbildung in München zu geben. Nach acht Jahren, indessen Hans an kein andres Mädel als an das Eiferl und sie an keinen andern Buben als an ihn gedacht hat, kommt er als fertiger, tüchtiger Eiseleur ins Heimatdorf zurück, obwohl er doch wissen muß, daß die Erinnerung an seine Jugendstreichs ihm dort wenig Freundschaft gewinnen kann. Und er kommt gerade dazu, als die Eltern Eiferls, eigennützige, beschränkte Krämerseelen, das Eiferl, ohne sie auch nur zu fragen, mit dem dummen, aber reichen Sohne eines Geschäftsfreundes öffentlich „versprechen.“ Hans benimmt sich dabei sehr dumm. Von der Großmutter Eiferls läßt er sich nasführen und mit guten Worten zum Verzicht auf die Geliebte bewegen. Nun tritt wieder ein Zuchthäusler in Aktion u. s. w. Schließlich kriegen sie sich doch noch, der Hans und das Eiferl.

Wenn Maximilian Schmidt auf den Titel seines Buches die Bemerkung geschrieben hätte: „Erzählung für die reifere Jugend,“ so hätten wir vielleicht den richtigen Gesichtspunkt für die Beurteilung derselben finden können; wir hätten schließlich zugestanden, daß es eine nicht unpassende Jugendlektüre sei. Für ältere Leser ist sie aber doch gar zu simpel.

Ganghofer hat in seinem „Unfried,“ dem ersten Dorfroman, den er geschrieben, einen tüchtigen Schritt vorwärts gemacht. Läuft auch die Erzählung fatalerweise wieder einmal in eine Kriminalgeschichte aus, so ist sie doch zum größern Teile ein wahres Charakterdrama. Es stehen da Menschen in kräftiger Leiblichkeit, in scharfer Individualisirung überzeugungsvoll und liebenswert, jeder in seiner Art, vor unsrer Phantasie, sie fesseln uns persönlich, nicht bloß durch die Handlung. Darin liegt der große künstlerische Wert der bedeutenderen ersten Hälfte des Buches. Dabei ist die Komposition klar, übersichtlich, fein berechnet, Schritt für Schritt wohl abgewogen, einzelne Szenen sind schon pantomimisch von großer Beredsamkeit, Knotenpunkte der Handlung. Freilich läßt sich das Bedenken nicht unterdrücken, daß gerade der „Unfried,“ die schöne Kuni — eine Schwester oder mindestens Base der Sternsteinhofbäuerin von Ludwig Anzengruber —, nicht ganz widerspruchsfrei charakterisirt worden ist; es

werden ihr Eigenschaften beigelegt, die psychologisch nicht ganz zusammenstimmen wollen.

Der Pointnerhof in irgend einem bairischen Gebirgsdorfe ist die Stätte des schönsten Friedens und satter Zufriedenheit für alle Insassen. Der alte Pointner, ein guter Mensch, ist seit einigen Jahren verwitwet, aber noch nicht so alt, um nicht seine harmlose Freude am guten Leben, am Wein, am Essen und an der Bequemlichkeit zu haben. Er hat es auch nicht nötig, zu arbeiten, denn sein Großknecht Göz besorgt die Wirtschaft in musterhafter Weise, und unter dessen Augen wächst der junge Pointner, der kürzlich vom Militärdienst als Reservist heimgekehrt ist, zum tüchtigen Hoferberb hoffnungsvoll heran. Die kleine, schwärmerische Liebe, die der Karli für ein armes hübsches Mädchen, die Sanni, im Herzen trägt und die von Göz gebilligt wird, trägt auch nur dazu bei, den jungen Mann vor Abwegen zu bewahren. Viel empfänglicher für schöne Weiblichkeit, freilich auch in aller Harmlosigkeit, ist der alte Pointner; schön müssen die Mägde auf seinem Hofe sein, seitdem die gestrenge Gattin dahingegangen ist. In diese wolkenfreie Idylle tritt mit dem zufälligen und plötzlichen Erscheinen der schönen Kellnerin Kuni aus Rosenheim der Unfried ins Haus. Kuni hat ihre Stelle aufgegeben, ist auf der Wanderung in die Heimat begriffen, und indem sie im Dorfe rasten will, kommt sie am Pointnerhof vorbei. Der alte Hofbauer sieht sie vom Fenster aus ratlos den Weg suchen und bietet der schönen, schmuck und fesch gekleideten Fremden gastlich einen Imbiß. Kuni nimmt das Angebot an, und es dauert nicht lange, so hat der Bauer ihre Lage erfahren; eine sympathische Haushälterin hat er sich schon längst gewünscht, und leicht hat er die Landfahrerin, die seine Schwächen mit der geübten Männerkenntnis der Kellnerinnen durchschaut hat, dazu bestimmt, in seinen Diensten zu bleiben. Göz und Karli erfahren nur die vollzogene Thatfache, und wenn sie auch mißtrauisch gegen die hergelaufene Dirne sind — Kellnerinnen stehen auf dem Lande nicht in gutem Rufe —, so lassen sie doch dem Bauer ohne viel Widerspruch sein Vergnügen. Der alte Pointner äußert dieses auch in sanguinischer Lebhaftigkeit vor allen Leuten. Seitdem die Kuni auf den Hof gekommen ist, dünkt der ihm doppelt so schön, die Sonne ist ihm neu aufgegangen. Kuni ist auch eine fleißige und kluge Wirtin, die sich Respekt zu verschaffen versteht, und weder Göz noch Karli können ihr was nachsagen. Allein sie ist ehrgeizig, und in den jungen Hoferberb hat sie sich verliebt. Warum soll sie nicht seine Bäuerin werden können? Sie hat wohl gemerkt, daß er eine andre im Herzen trägt, sie hat die kleine, schwächliche Sanni schon gesehen — diese aber wird sie doch ausstechen können? Gegen die verliebte Zärtlichkeit des alten Pointner ist Kuni von artiger Kühle, aber Karli kommt sie überall entgegen, obgleich er unempfindlich bleibt. In diese Lage bringt die Einberufung Karlis zu den Manövern eine entscheidende Wendung. Den Abschied seines abgöttisch geliebten Sohnes feiert der alte Pointner durch ein üppiges Essen

und Trinken auf seiner Stube mit ihm und Kuni; Göz, der sich immer vor Kuni zurückhält und sein Mißtrauen nicht verbergen kann, kommt nur ab und zu einmal dahin. Der alte Pointner wird gegen Kuni in seinem Rausche immer zärtlicher, Karli immer kühler, Kuni ist entschlossen, den Jungen im Sturme zu nehmen. Allein mit ihm, rechnet sie auf seine im Rausche unbewachte Sinnlichkeit, sie geht so weit, als es überhaupt möglich ist — jedoch, die Sanni im Herzen, bleibt Karli der keusche Josef vor dieser ländlichen Potiphar und reißt am folgenden Morgen, nicht ohne Kuni zu verspotten, nach München ab. Diese aber hat in derselben Nacht aus Rache gegen Karli einen andern Streich verübt, der zur Folge hat, daß sich sein Vater, der alte Pointner, mit ihr noch am selben Tage verlobt. Die wilde Szene nun zwischen Vater und Sohn, unmittelbar vor der Abreise, ist höchst merkwürdig. In München, wo er es im Kreise der alten Kameraden so lustig haben könnte, verbringt Karli eine traurige Zeit: daß sich sein Vater mit der hergelaufenen Kellnerin vermählen sollte, drückt ihn ganz darnieder. Er zieht Erkundigungen nach Kuni ein, sie lauten nicht erbaulich. Zwar ihr persönlich kann man in der Frauenehre nicht nahetreten, allein ihre Herkunft ist dunkel. Sie ist ein uneheliches Kind, vom Vater weiß man nichts, er gilt als verschollen. Ihre Mutter war dann an einen Wirt verheiratet, der sie roh behandelte, die jüngern Stiefbrüder haben sie auch, so lange sie im Hause war, mißhandelt. Das ist alles, was Karli erfährt, es genügt, um ihm die Verbindung seines Vaters mit der Haushälterin als sehr unpassend erscheinen zu lassen. Er schreibt auch in diesem Sinne an den Vater. Von großer Schönheit ist es dabei, daß nicht eigennützige Beweggründe, wie etwa die Furcht um das bedrohte Erbteil, in Karli wirken, sondern bloß die Liebe um den in Ehren grau gewordenen Vater, der noch in seinen alten Tagen vor einem dummen Streiche bewahrt werden muß. Der Pointner schreibt auch trotz jener Rauschszene einen liebevollen, ja heitern Brief an seinen guten Karli in München (dieser Brief ist ein Meisterstück). Darnach wäre die Kuni aus dem Haus in ihre Heimat abgegangen, und der Friede wäre gesichert. Doch wer beschreibt die Überraschung Karlis, als er, voller Zufriedenheit ins Dorf zurückkehrend, gerade dazu kommt, wie sich der Hochzeitszug seines Vaters und der Kuni unter lärmender Musik von der Kirche zum Wirtshaus bewegt! Karli ist außer sich. Er eilt zu Göz, um sich Aufklärung zu holen — der treue Diener seines Hauses zuckt nur die Achseln, er habe nichts verhindern können. Ja, jener Brief des Alten war schon richtig gewesen, Kuni war einige Tage wirklich weg, aber sie ist wieder gekommen, mit Dokumenten wahrscheinlich, die den Bauern beruhigten. Was ihn beruhigte, das erfährt Karli jetzt und auch später ebenso wenig als der Leser — eine der Lücken in der Motivirung. Man muß annehmen, daß der Pointner eben zu schwach gewesen sei, der Koketten zu widerstehen. Aber die Hochzeit selbst hat ihn doch herabgestimmt; vor dem eignen Sohne schämt er sich, und merkwürdig ist es zu sehen, wie er um Karlis An-

wesenheit beim Festessen bettelt, wie er ihn triumphirend ins Wirtshaus bringt, wie er den Sohn mehr feiert als die neue Gattin: Szenen tief rührenden Humors, welche die lautere Herzensgüte, die gepaart ist mit reuevoller Willensschwäche im alten Pointner, in wahrhaft dichterischer Weise darstellen.

Auf diesem Höhenpunkte der Handlung tritt der Umschlag auch in künstlerischer Beziehung ein. Ihre Vergangenheit wird Kuni zum Verhängnis. Daß sie selbst als gänzlich unschuldig daran geschildert wird, und daß dennoch hier Mächte eintreten, die ihr Leben zerstören, daß demnach zwischen ihrer wahren Schuld (der Verführung) und jener Vergeltung nur das äußerliche Band des Zufalls besteht, ist der Fehler der Handlung. Auch fällt Kuni von da ab aus ihrem Charakter. Ein Widerspruch ist es schon, daß von ihr als Kellnerin behauptet wird, sie wäre abweisend kalt und spröde gewesen, und dennoch benimmt sie sich mit dem Eintritt auf dem Pointnerhof wie eine erfahrene, raffinierte Kokette. Wie hat sie diese Künste sich erworben? Andererseits hat sie sich bisher klug, entschlossen, energisch benommen; jetzt verliert sie plötzlich alle diese Tugenden. Warum? Weil sich einer ihrer Stiefbrüder, ein Taugenichts und Stromer, bei ihr einfindet und sie dadurch, daß er mit dem Verrat ihres Geheimnisses droht, zwingt, ihm in ihrem Hause Unterkunft und Kost zu gewähren. Sie war glücklich, ihr Dasein endlich gesichert zu haben; jetzt ist es plötzlich durch diesen schlechten Kerl bedroht. Und ihr Geheimnis? Es besteht darin, daß ihr leiblicher Vater wegen eines Mordes ins Zuchthaus gekommen war. Den Vater kennt man nicht; aber die Schande ruht auf der Tochter, die jetzt Pointnerbäuerin geworden ist. Es kommt nun so weit, daß Gregor, der Stromer, am Hofe aller Welt das Leben verbittert und ganz besonders mit Götz in Streit gerät. Und es gelingt dem rachsüchtigen Stromer, zu entdecken, daß Götz, der Mustermensch, die Säule des Hofes, selbst zwölf Jahre im Zuchthause gefessen hat, eines Mordes wegen. Diese Entdeckung hat zur Folge, daß der zerschmetterte Götz sein ganzes Leben, bevor er Abschied nimmt, enthüllt, wobei offenbar wird, daß er selbst Kunis Vater ist. Karli, der in Götz seinen Meister verehrt, will ihn um keinen Preis ziehen lassen, lange Jahre rechtschaffenen Lebens hätten eine That der Liebeseifersucht vollauf gesühnt; der alte Pointner, der in voller Logik seines schwachen Charakters das Gerede der Leute fürchtet, ist weniger dankbar — Götz entflieht in dunkler Nacht mit Kuni, die in überraschender Sentimentalität glücklich ist, den nie gekannten Vater gefunden zu haben. Nach einem Jahre stirbt sie im Gebirge, und Götz begräbt sie. Karli heiratet seine Sanni, und der Friede kehrt wieder ein.

Dies die phantastisch endigende Haupthandlung. Daneben läuft die tragikomische Geschichte des Bygotters, des Vaters der Sanni: die Schilderung eines religiös Wahnsinnigen, seiner Narreteien und des Unheils, das er anrichtet. Der Bygotter ist ein aus Amerika zurückgekehrter Dorfinsasse. Von drüben hat er mit der Not auch den Wahnsinn heimgebracht. Er schwört nur aufs alte

Testament, predigt gegen Kirche und Pfarrer, quält die kindlich ergebene Sanni, und schließlich will er sie Gott in gleicher Weise opfern, wie Abraham den Isaak opfern wollte. Der rettende Schutzengel ist natürlich Karli. Eine phantastische Geschichte, die aufregend, romantisch, ergötzend wirken soll und den Roman von der edlern Höhe des Charakterspieles herabzieht. Man darf indes hoffen, daß Ganghofer bei seiner großen Gestaltungskraft nach und nach auf solche romantische Zugaben verzichten und als Dorfgeschichtenschreiber jene Bahn verfolgen wird, die Anzengruber mit seinem „Sternsteinhof“ eröffnete und die Ganghofer selbst im „Unfried“ teilweise wenigstens mit Glück betreten hat: die Bahn der großen Kunst, welche alles menschliche Schicksal nur als das Erzeugnis des eignen Willens und Charakters erkennt.

Wien.

Moriz Necker.



Zur politischen Lage.



Es giebt zwei Dinge auf dem Gebiete der deutschen Politik, die wir mit aller Bestimmtheit als der Unmöglichkeiten unmöglichste, als vanitatum vanitatem bezeichnen dürfen, und die gleichwohl von dem dabei beteiligten Auslande immer wieder im Lichte des Möglichen gesehen und darnach behandelt werden: die freiwillige Rückgabe Elsaß-Lothringens an Frankreich und die Wiedervereinigung Nordschleswigs mit Dänemark auf Grund einer von uns gestatteten Abstimmung der dortigen Bevölkerung. Mit dem letztern Verlangen haben wir es hier zunächst zu thun, da es vor kurzem wieder einmal gestellt und, allerdings ohne unmittelbare Nennung der Sache, aber sehr verständlich und entschieden abgewiesen worden ist, gestellt zwar nicht vom offiziellen Dänemark, aber von einem andern guten Freunde des deutschen Reiches, dem offiziellen Rußland, und abgewiesen mit der kräftigsten Redewendung von keinem geringeren als vom deutschen Kaiser selbst.

Wenige Tage nach der Begegnung des letztern mit dem Zaren, an die sich, soweit es auf den guten Willen der beiden Herrscher ankommt, mit Recht allerlei Hoffnungen knüpften, begannen sich unsre Feinde in der moskowitzischen Presse von neuem zu regen und, wenn auch nicht mit der frühern bittern Bosheit, doch deutlich genug ihre tiefwurzelnde Abneigung vor uns und das, was sie infolge derselben wünschen und nicht wünschen, kundzugeben. Es bekümmerte uns das wenig; denn es waren ja nur Privatstimmen, die sich in dieser Weise vernehmen ließen, obgleich es bedenklich scheinen kann, daß man ihnen auch nur